

Seit den Anfängen der Menschheit war noch ein Zusammenhang ganz selbstverständlich bekannt, der heute in Vergessenheit zu geraten droht: Alles auf dieser Erde – ganz gleich was es ist – erhält seinen Sinn, seine Bedeutung, seine Normen immer erst durch das ihm Übergeordnete. Wo dieses fundamentale Wissen verschwindet, da entstehen fast zwangsläufig existentielle Sinnkrisen, oder spielen sich Menschen selber als Götter auf, die über sich nichts mehr akzeptieren. Wie gefährlich das ist, lernen wir heute – nicht nur in der Politik – immer deutlicher kennen.

Für die Menschen in den früheren Zeiten war es deshalb noch ein besonderes, ja existentielles Anliegen, herauszufinden, was über ihnen, was über der Gesellschaft, ja, was sogar über den Herrschenden steht, und die Geschehnisse oft so entscheidend beeinflusst und bestimmt. So sind bei dieser Suche im Laufe der Jahrtausende in allen Kulturen ganz unterschiedliche Bilder und Vorstellungen von Göttern entstanden.

Auch im heutigen Evangelium taucht diese typische Suche nach Gott auf, nach dem „Übergeordneten“, nach dem, der Jesus Sinn, Sendung und Auftrag gibt, nämlich genau dort, wo Philippus an Jesus die Frage richtet: „Herr, zeig uns den Vater.“ (V 8) Jesus gibt auf diese Bitte eine überraschend klare und eindeutige Antwort: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen.“ (V 9b)

Damit ist diese seit Jahrtausenden offene Suche für uns Christen endgültig beendet. Denn in Jesus Christus hat sich Gott selber in einer Weise geoffenbart, sich selber zu erkennen gegeben, dass sich jetzt jegliches Phantasieren nicht nur erübrigt, sondern sogar ausdrücklich verbietet. Denn jetzt kann es nicht mehr darum gehen, sich den Gott auszumalen, wie man ihn gerne hätte. Jetzt kann es eigentlich nur noch darum gehen, den Gott so wahrzunehmen, wie er sich offenbart hat, wie er ist.

Und dafür ist Jesus Christus für uns die einzige Adresse, der einzige Zugang, der einzige Weg, die einzige Wahrheit.

Diese Klarheit führt jetzt aber zwangsläufig zu neuen Schwierigkeiten. Denn ein Gott, der in seinem Sohn Jesus Christus so konkret wird, der wird zwangsläufig auch ungemütlich, unbequem, der kann zu einem Störfaktor werden. Deshalb liegt die Versuchung nahe, dass Teile von ihm einfach ausgeblendet und ignoriert werden, wenn wir mit unserem Verstehen an Grenzen stoßen, ja stoßen müssen. Denn ein Gott, der wirklich über uns steht, den wir uns nicht halten wir ein nettes, harmloses Haustier, der wird immer auch gekennzeichnet sein müssen durch Handlungsweisen, die wir nicht verstehen und begreifen, ja gar nicht begreifen können dürfen. Wir wären ja sonst genauso schlau wie er; dann könnten wir auch gut auf ihn verzichten.

Mit dieser unbequemen Konkretheit hat Israel immer wieder so seine Schwierigkeiten gehabt. Auch der Apostel Petrus hat vorher in der Lesung diese Schwierigkeit sehr bildhaft zum Ausdruck gebracht, als er dort schrieb: „... dieser Stein, den Bauleute verworfen haben, (ist) zum Eckstein geworden, zum Stein, an dem man anstößt, und zum Felsen, an dem man zu Fall kommt.“ (1 Petr 2,7f)

Diese unangenehme Eindeutigkeit hat jetzt aber auch Folgen, die das Evangelium deutlich anspricht:

- „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich.“ (V 6) Eine solche Aussage provoziert, denn sie formuliert eine klare Ausschließlichkeit. Das bedeutet jetzt aber nicht, dass diese Überzeugung irgendeinem andern einfach aufgezwungen werden darf, womöglich noch mit Gewalt, wie es in der Geschichte öfters versucht wurde. Aber wenn der Weg zum Vater nur über seinen Sohn möglich ist, dann legt dies nahe, sich intensiv mit dieser Person Jesu, mit seiner Verkündigung, mit seinem Tun zu beschäftigen und dabei ganz bewusst auf jegliche Art von Neben- und Abwegen, wie sie heute oft gesucht und angeboten werden, zu verzichten.
- Denen, für die Jesus der alleinige Weg zum Leben ist, die sich auf diese Ausschließlichkeit einlassen, denen sichert er sogar zu, dass er ihnen Wohnungen bereitet, damit sie bereits jetzt ihren festen Wohnsitz haben bei ihm in seiner Herrlichkeit. Hier drückt Jesus nicht einfach nur eine gewaltige Hoffnung aus. Hier wird gleichzeitig erkennbar, wie eng Jesus seine Verbindung zu uns sieht: so eng, dass selbst der Tod diese Verbindung nicht auflösen kann. Auch nach dem Tod bleiben die verbunden, die vorher verbunden waren.
- Eine ganz direkte Auswirkung dieser engen Beziehung spricht Jesus dort an, wo er seine Jünger ermahnt: „Euer Herz lasse sich nicht verwirren.“ (V 1) Das hört sich in unserer Übersetzung etwas harmlos an, so als handle es sich da um leichte Irritationen. Wenn man allerdings weiß, dass dieses Wort für „verwirren“, das hier benutzt wird, im griechischen Originaltext genau dasselbe ist, mit dem auch die Todesangst Jesu am Ölberg beschrieben wird, dann wird die eigentliche Bedeutung etwas klarer: Der Glaube an ihn, diese engen, gelebte Verbindung mit ihm, befreit von jeder Form von Angst.
- Und genau diese enge Verbindung ist es jetzt aber auch, die seine Jünger befähigt, sein Werk nach Ostern auf Erden weiterzuführen. Ja, er formuliert sogar Ungeheuerliches von denen, die mit ihm verbunden sind und bleiben: „Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich vollbringe, auch vollbringen, und er wird noch größere vollbringen...“ (V 12) Diese Aussage ist nur zu verstehen im Zusammenhang mit einer weiteren, in der Jesus von sich selber sagt: „Der Vater, der in mir bleibt, vollbringt seine Werke.“ (V 10c). Exakt diesen Vorgang, nämlich das Wirken Gottes in und durch ihn, überträgt Jesus unverändert auf seine Jünger. Wenn wir in ihm bleiben, wenn wir die Verbindung zu ihm aufrechterhalten, dann kann er in und durch uns wirksam werden, und so Dinge möglich machen, die wir selber aus eigener Kraft gar nicht zustande brächten.

Das sind gewaltige Aussagen. Aber – das alles wird nur dann und erst dann wirksam, wenn wir uns von unseren selbstgebastelten Jesus-Attrappen befreien, und uns stattdessen dem Jesus annähern, wie ihn uns die Evangelien verkünden.

Denn niemand kommt zum Vater, außer durch ihn.